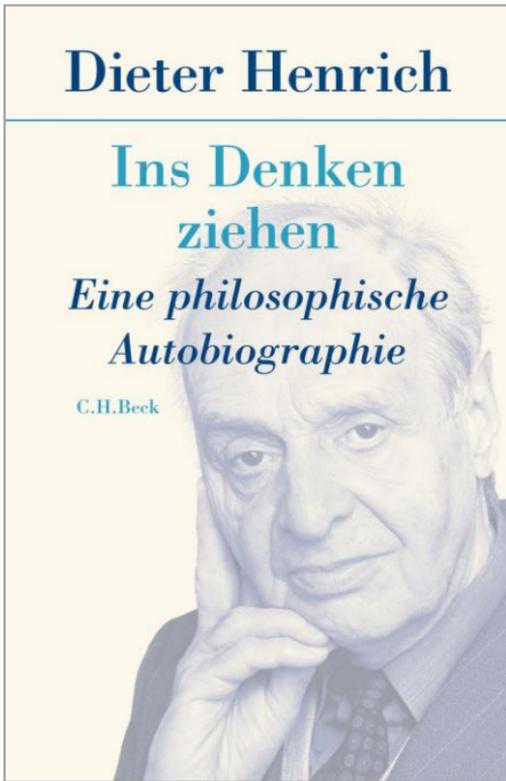


Unverkäufliche Leseprobe



Dieter Henrich
Ins Denken ziehen
Eine philosophische Autobiographie

2021. 282 S.
ISBN 978-3-406-75642-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/30934927>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Dieter Henrich

INS DENKEN ZIEHEN

Eine philosophische Autobiographie

*Im Gespräch mit Matthias Bormuth
und Ulrich von Bülow*

C.H.BECK

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Christian Otto

Umschlagabbildung: © Isolde Ohlbaum

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 75642 9



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort	7
1. Prolog: Kindheit und Religion	9
2. Schul- und Studienzeit in Marburg (1933–1949)	46
3. Heidelberger Anfänge (1950–1960)	78
4. Erfahrungen in Berlin (1960–1965)	109
5. Wieder in Heidelberg – neue Blickbahnen (1965–1981)	128
6. Die amerikanischen Jahre	155
7. Philosophische Ostpolitik	185
8. München – Werke und Wandlungen (seit 1981)	204
9. Epilog: Kunst, Wissenschaft und letzte Gedanken	243
Editorisches Nachwort	273
Personenregister	277

Vorwort

Früh hatte ich beschlossen, niemals eine Autobiographie zu schreiben. So viel Aufmerksamkeit, die eigene und die anderer, auf mein Leben zu ziehen, schien mir unangemessen, das eigene Zeugnis dabei zu wenig verlässlich. Dagegen schien es mir mit anwachsendem Alter sinnvoll, von den Zeitfragen und den Gestaltungsproblemen zu berichten, die jeweils in einer Spanne meiner Lebenszeit besonders aktuell wurden, an denen ich tätigen Anteil nahm und die auch weiterhin Aufmerksamkeit verdienen. Dazu gehören die Bemühung um die Neuordnung der deutschen Universität, die Öffnung der deutschen Philosophie für andere Kulturen und Traditionen und die Herausforderung durch die atomare Bedrohung und die deutsche Teilung.

Wegen der vielen Begegnungen und weltweiten Erfahrungen, von denen ich gelegentlich zu erzählen hatte, wuchs das Interesse an Ausnahmen von dieser Beschränkung. Der Verlag C.H.Beck hat schließlich durch Stefan Bollmann, dem dies Buch in allen Stadien seiner Entstehung viel verdankt, eine Art von Autobiographie von mir in Auftrag gegeben und in Matthias Bormuth und Ulrich von Bülow zwei jüngere Kollegen dafür gewonnen, sie in der Form von Gesprächen wirklich werden zu lassen.

Die Interessen dieser Kollegen, mit denen ich schon länger freundlichen Kontakt hatte, gewannen nun Einfluss auf die Gestaltung der Arbeit. Sie hatten selbst ein Interesse an der Auskunft über einige Aspekte meiner Arbeit, vor allem aber an den Motiven,

die mich in meinen Forschungen und meinem Philosophieren bestimmt haben.

Damit rückte das gemeinsame Buch notwendig näher an die Form einer Lebensbeschreibung heran. Dies Moment trat sogar in den Vordergrund derjenigen Gespräche, die meinem frühen Leben und meiner Entscheidung für einen Lebensweg in der Philosophie zugewendet waren. Meine Mitautoren haben mich davon überzeugt, dass ein Bericht über einen solchen Weg in seiner Zeit sehr wohl von ganz anderem als allein neugierigem Interesse für viele Leser bleiben werde. Mir selbst fiel der Verzicht auf meine ursprüngliche Zurückhaltung umso leichter, weil er mir die Gelegenheit gab, meinen geliebten Eltern, deren ich voll Dankbarkeit gedenke, ein kleines Denkmal zu setzen.

Ich habe dann auch dem weiteren Wunsch der Mitautoren nicht widersprechen wollen, den Text mit einem Bericht über Religion einzuleiten und mit einer Reflexion über Kunst abzuschließen. So ist eine Autobiographie entstanden, deren Selbstbeschränkung dadurch angezeigt bleibt, dass sie durchgängig in Beziehung auf die Philosophie verfasst ist. Man sieht es schon daran, dass von meinem späteren Leben und von denen, die mir nahestanden und nahestehen, in ihr kaum je die Rede ist. Auch das vielbezügliche Satzfragment des Buchtitels zeigt dies an: Er verweist sowohl auf die Motive, die mich zum Philosophieren bestimmten, als auch auf die Hauptaufgabe meines tätigen Lebens. Ich selbst möchte sogar hoffen, dass das aus unterschiedlichen Interessen zusammengewachsene Werk durch seinen Überlegungsgang selbst als ein philosophisches Buch wahrzunehmen ist.

1. Prolog: Kindheit und Religion

Wir möchten unser Gespräch zunächst auf das lenken, was in Ihrem Leben der Philosophie vorausging und für Sie von Bedeutung wurde. In welcher Familie sind Sie aufgewachsen?

Ich war das einzige lebende Kind. Meine Eltern hatten 1919 geheiratet, als mein Vater von der Front heimgekehrt und meine Mutter über den Krieg schon dreißig Jahre alt geworden war. Die ersten drei Schwangerschaften verliefen unglücklich: eine Fehlgeburt und zwei Knaben, die als Kleinkinder starben. Es war die Zeit der Spanischen Grippe. Die Ärzte waren von diesem besonderen Schicksal offenbar aufrichtig berührt. Der selbst noch junge Marburger Professor für Kinderheilkunde, Ernst Freudenberg, zu dem meine Eltern großes Vertrauen gefasst hatten, beriet sie voll Anteilnahme. Der Tod der Kinder war für sie eine tief entmutigende Erfahrung, so dass es über einige Jahre zu keinen Schwangerschaften mehr kam. Meine Mutter erzählte mir später, sie seien der Meinung gewesen, Gott wolle offenbar nicht, dass sie Kinder hätten. Nur im Glauben an den unbegreiflichen Gott konnten sie das schwere Geschick bestehen. Als dann aber die Zeit der Gebärfähigkeit allmählich zu Ende ging, fassten meine Eltern den Entschluss, es noch einmal zu versuchen. Das Ergebnis bin ich. Sie können sich vorstellen, mit welcher Bedeutung meine Eltern mein Leben besetzten. Meine glückliche Geburt war eine Erlösung für sie.

Ihre Eltern glaubten an einen Gott?

Meine beiden Eltern waren gläubige Christen und sehr darum

bemüht, mich in das christliche Leben einzuführen. Dazu gehörte das gemeinsame Gebet. Tisch- und Gute-Nacht-Gebete waren lange selbstverständlich. Weniger die Erfahrung des Anrufs des Helfers in Nöten als jene der Zuversicht auf sein Geleit war mir durch die Eltern stets gegenwärtig.

Wie sah die christliche Lebensorientierung der Eltern aus?

Es gab wohl zwischen meinem Vater und meiner Mutter Unterschiede in ihrem Glauben. Mein Vater hatte als Naturwissenschaftler eine starke, ins Rationale ausgreifende Naturbeziehung. Er versuchte schon früh, mir Einsteins Relativitätstheorie zu erklären, und lehrte mich, den Nordstern zu finden, die Erd- und Mondbewegung zu verstehen und die Sternenwelten zu bewundern. Ich bekam Baukästen, mit denen man kleine elektrische Geräte konstruieren konnte. Ich baute einen Elektromotor mit primitiven Mitteln. Schon früh sah ich mit großer Verblüffung, wie in feinem Metallstaub die Magnetfelder ihre Spuren legten.

Sie erlebten in den Gesprächen mit dem Vater so etwas wie die wissenschaftliche Entzauberung der Welt, von der Max Weber spricht?

In gewisser Weise. Aber mein Vater bezweifelte nicht, dass die Wirklichkeit Gottes hinter allem stand. Er ging regelmäßig in die Kirche und lebte in einem in Not und Krieg gefestigten Gottvertrauen. Er stammte aus einer armen Familie. Sein eigener Vater war zwar schon Landmesser gewesen, starb aber mit kaum dreißig Jahren ohne Pensionsberechtigung und hinterließ eine Frau mit vier Kindern. Die Rente der Großmutter betrug etwa 20 Goldmark im Monat. So kam die kinderreiche Familie wirklich in wirtschaftliche Not. Meine Großmutter war als Tochter eines Zuchthausdirektors nicht dazu erzogen, berufstätig zu sein. So musste sie im Kaiserreich als Mutter einen Beruf erlernen und jahrzehntelang als Fleischbeschauerin im

Schlachthaus von Kassel arbeiten, während die Kinder aufwuchsen. Obwohl die Mittel zum Leben knapp waren, konnte die Mutter meines Vaters zwei ihrer Söhne studieren lassen. Diese mussten sich allerdings auf das kürzest mögliche Studium beschränken. Als Primus im Abitur hätte meinem Vater auch sein Wunschstudium Jura offengestanden. Er sah die mangelhafte Versorgung einer Witwe mit vielen Kindern als Verfehlung des kaiserlichen Systems und erinnerte mich angesichts dieser Erfahrung immer an die Ideen der Sozialdemokratie, obgleich er selbst die SPD nicht wählte. Schon als ich acht oder neun Jahre alt war, sprach mein Vater mit mir ziemlich offen und ernsthaft über politische Fragen.

Wie verlief Ihre frühe Kindheit?

Als Kleinkind wurde auch ich krank, so dass meine Eltern ungewöhnlich quälende Angst um mich hatten. Sie befürchteten, auch dies Kind werde ihnen wieder genommen. Die nachfolgenden langen Krankheitszeiten, aber ebenso mein kindliches Gespür für die elterlichen Ängste bedrückten mein Leben, machten mich aber wohl zugleich hellwach.

An welcher Krankheit litten Sie?

Ich hatte gleich nach der Geburt eine Furunkulose auf der Brust – wohl eine Ansteckung durch den Arzt. Später kam eine chronische Mittelohrentzündung auf, die jeden Winter in eine Eiterung ausbrach und dazu zwang, die Trommelfelle zu durchstechen. Schon sehr früh, mit zwei Jahren, musste der Schädel hinter einem Ohr aufgemeißelt werden. Da es noch kein Penicillin gab, bestand damals die Gefahr, dass das Gehirn infiziert werden könnte. Der Hals-Nasen-Ohren-Arzt ist mir in lieber Erinnerung, weil er – um den ganzen familiären Hintergrund wissend – mit äußerster Vorsicht und Freundlichkeit vorging. Ich hatte vor dem Krankenhaus geradezu panische Angst, aber zum Professor Uffenorde Vertrauen. Die

Klinik war eine Art Imitat einer kaiserlichen Kaserne mit strengsten Reglementierungen. Zweimal in der Woche war für eine Stunde der Besuch der Eltern erlaubt. Obwohl sich meine Mutter immer wieder gegen die Regeln für kurze Zeit zu mir durchkämpfte, war ich einsam und erlebte das Gefühl tiefer Verlassenheit. Damals habe ich meine ersten nihilistischen Erfahrungen gemacht. Sie wurden durch die Angst der Eltern verstärkt und standen im Widerspruch zur Erfahrung des unbedingten Einsatzes meiner Eltern für meine Gesundheit. Diese Spannung ist ein mein Leben bestimmender Grundkonflikt geblieben: dass ich in meinem Lebensvollzug bedroht bin und lähmende Verluste erfahre – und dann aber auch, dass ich durch die Zuwendung meiner Eltern in einen warmen Glückszustand versetzt werden könnte.

Man erfährt sich als ausgesetzt, aber es gibt auch etwas Schützendes.

Ich denke manchmal, dass ich die nihilistische Erfahrung tiefer als Nietzsche durchlebt habe. Die Tonart, in der er ihr Ausdruck gibt, ist von Wirkungswillen bestimmt. Man kann aber seine Beobachtungen dennoch scharfsinnig und aufschlussreich finden. Aus solchen Erfahrungen geht ein anderes Grundverhältnis zur Wahrheit über das Menschsein hervor.

Besagte die von Ihnen geschilderte frühkindliche Erfahrung, dass Verlust und Umsorgtwerden zusammengehörten?

Ich war damals zwei Jahre alt. Was kann man zu dieser Zeit schon explizit denken? Ich konnte nicht umhin, meinen Eltern Vorwürfe zu machen, dass sie mich nicht aus diesem Verließ herausholten. In Briefen an Verwandten sprachen meine Eltern davon, wie schrecklich es für sie war, dass ich mich auch von ihnen abwandte, obwohl sie selbst weitgehend ohnmächtig waren und die Maßnahmen der Kasernierung nicht abschaffen konnten, von denen man

damals meinte, sie seien als Schutz vor Infektionen in aller Strenge zur Rettung nötig.

Sie erinnern dies, obwohl Sie erst zwei Jahre alt waren!

Ich erinnere ganz genau das dunkle Zweibettzimmer, in dem ich nach der Operation lag. Die Erinnerungen sind kleinkindlich punktuell, aber vollkommen plastisch. Als ich gerade vier Jahre alt war, zogen wir um in eine andere Wohnung. Von diesen ersten Jahren könnte ich durchaus eine Art dichter Autobiographie schreiben. Es war noch die Zeit der Weimarer Republik, in der mein bewusstes Leben begann. Ich erinnere mich auch an politische Ereignisse, soweit sie in Marburg überhaupt präsent waren, beispielsweise an Hitlers Rede im Zirkus Sarrasani. Auf der Lahnwiese stand für ihn das Zirkuszelt. Meine Mutter sagte, sie ginge abends zu einer Rede von Hitler, der solle so elektrisierend sprechen. Sie kam dann enttäuscht zurück. Am nächsten Morgen erzählte sie, Hitler habe gar nichts in ihr ausgelöst.

Fiel in diese Zeit das Erwachen des Ich-Bewusstseins?

Ich habe sicher gewusst, wer ich bin und dass ich dem, was um mich und in mir geschieht, ausgesetzt bin. Allerdings nutzte ich damals das Wort «ich» in der eigenen Sprache nicht, obwohl es mir von den Erwachsenen her bekannt war. Ich erkläre mir, warum Kinder dies Wort erst später gebrauchen, obwohl sie es längst kennen, auf meine Weise. Im Gebrauch von «ich» liegt nämlich auch eine Distanznahme, die im kindlichen Gebrauch der Sprache im Umgang mit Erwachsenen erst stabil werden muss. In der Not, die ich in diesen Jahren erlebte, habe ich das Walten des lieben Gottes nicht erfahren können. Es half niemand. Allenfalls mit dem Trost, «es wird doch wieder». Ich bin vielleicht nur Philosoph geworden, professionell und mit eigenen Ideen, weil ich mit dieser hohen Erwartung an mein Überleben großgezogen worden bin und die langen, lebens-

gefährdenden Krankheitszeiten durchstehen musste. Ich begann in Schmerz und Schwäche nachzudenken, und sicher auch über die Frage «Wieso?».

Für Ihre Eltern war dagegen Gott eine große Hilfe, auch nach dem Verlust von drei Kindern.

Sie erfuhren im Leiden wie im Glück die Zuwendung Gottes, ungefähr so, wie es bei Mörrike heißt: «Herr! schicke, was du willst, / Ein Liebes oder Leides; / Ich bin vergnügt, daß Beides / Aus Deinen Händen quillt.» Doch als ein Vergnügen im wörtlichen Sinne haben sie das ihnen auferlegte Leid kaum erfahren.

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Ihren Eltern charakterisieren?

Ich hatte zu beiden Eltern nach der Erlösung aus der Hospitalisierung wieder eine völlig ungestörte Beziehung des Vertrauens und der Liebe. Zwar habe ich damals ihre Ohnmacht gegenüber einem Geschick an mir selber erfahren. Aber als ich dann wieder bei ihnen war, gab es diese Bedrohung auch von innen her nicht mehr. Sie waren da, und ich war glücklich und geborgen in ihrer einfallsreich sich bezeugenden Liebe.

Doch wurde ich nicht etwa nur verwöhnt und verzärtelt. Meine Eltern waren ebenso sehr um die Bildung des Charakters ihres Kindes besorgt. Es gehörte zu ihrer Erziehung, die Anforderungen einer strikten, christlichen Lebensführung an mich zu stellen. So bekam ich zum Beispiel nur Weihnachtsgeschenke, wenn ich vorher etwas von den früheren Geschenken an arme Kinder abgegeben hatte. Ich erinnere mich heute noch gern, wie ich mit drei oder vier Jahren mühsam die Auswahl treffen musste, was ich von meinen Stofftieren und Blechautos an solche Kinder abgeben könnte. Meine Mutter fuhr dann mit mir vor die Stadtgrenze, wo ein Zigeunerlager war, und ich hatte diese Spielsachen selber zu überreichen. Die

strahlenden Augen der Zigeunerkinder, die zu mir hingelaufen kamen, leuchten noch vor mir.

Welche Rolle spielte Ihr Vater?

Ich empfand höchste Bewunderung und Verehrung für ihn. Mein Vater spielte so wunderbar mit mir in allen Varianten und hatte offensichtlich die größte Freude daran. Vom Schlüsselbund, den er klappern ließ, über das Malen von Uhren, über kleine Szenen, die inszeniert wurden, das Kasperletheater und den Kaufmannsladen. Später sammelten wir zusammen Briefmarken, wir spielten Schach. Mein Vater starb, als ich elf Jahre alt war, im Alter von nur sieben- undfünfzig Jahren.

Ihr Vater stand noch mitten im Berufsleben?

Er war gerade versetzt und befördert worden. Das war für ihn eine glückliche Wendung, denn mein Vater liebte seine bisherige Arbeit ganz und gar nicht. Er war im staatlichen Vermessungsdienst tätig; damals ging es um die Zusammenlegung der zerstückelten Felder in den ländlichen Gebieten. Dies war die Antwort des preußischen Staats auf die Folgen der jahrhundertelangen Erbteilungen in den Dörfern, nach denen die Höfe kaum noch wirtschaftlich zu führen waren. Das bedeutete für meinen Vater, viele Monate in einem Dorf zu sein und den Zank unter und mit den Bauern austragen zu müssen, die sich durch die Maßnahmen sehr oft für benachteiligt hielten. Allerdings kamen sie dann bei seiner Beerdigung in großer Zahl nach Kassel. Uns bewegte, wie sie ihn sichtlich verehrten und anerkannten, dass er Gutes bei der Neuverteilung der Ländereien wirken wollte.

Was passierte in Kassel?

Dort erhielt er ein Lehramt für die jungen Vermessungsbeamten. Er freute sich sehr, dass er nicht mehr auf die Dörfer hinaus musste, und schenkte meiner Mutter ein Opernglas. Denn nun würden sie

wieder zusammen in die Oper gehen, die es in Marburg nicht gegeben hatte. Sie freuten sich auf das Großstadtleben. Aber mein Vater litt an Nierensteinen und hoffte, in der Klinik von diesem Übel befreit zu werden. Wir waren alle glücklich, dass nun alles gut für uns werden sollte. Es war im Mai 1938. Ich war jetzt im Kasseler Gymnasium Fridericianum. An diesem Maitag herrschte schon große Hitze, so dass wir von der Schule früher frei bekamen und ich durch die alte Residenzstadt bummelte, die mir noch neu war. Ich schaute mir das geschäftige Treiben in den Straßen an, ging langsam, aber geradewegs zur Klinik und freute mich darauf, den Vater als Überraschung besuchen zu dürfen. Und dann sah ich schon von weitem im Flur über seinem Zimmer das rote Licht blinken. Meine Tante saß auf dem Gang und sagte: «Dieter, du kannst nicht hinein.» Und nach wenigen Augenblicken war mir klar: Die Ärzte kämpften gerade um meines Vaters Leben. Das Gefühl des Glücks schlug unmittelbar um in die schrille Angst um den geliebten Vater. Wir saßen da, warteten eine gute Stunde. Er hatte eine Lungenembolie erlitten, von einer Nierenkolik ausgelöst. Man hatte damals keine Möglichkeit, den Blutpfropfen, der von der Lunge ins Herz geriet, aufzulösen. Als die Ärzte resignierten, wurde ich hereingerufen. Es war seine Todesminute. Meine Mutter, die ihren Mann verlor, hatte die Kraft, zurückzutreten. Ich kniete am Bett meines Vaters – und vor dem unbedingten Bedeutungsgewicht des Augenblicks fiel die Erregung des Todesschreckens von mir ab. Er, mein Vater, nahm seine letzte Kraft zusammen und sprach stockend ein Segenswort, mit dem er meines Lebens Zukunft Gott anbefahl. Ich konnte ihm noch mit der zärtlichen Anrede «Väterchen» antworten, die zwischen uns üblich war. Dann war er diesem Leben entzogen.

Was bedeutete dieser Moment für Sie?

Ich habe den Verlust des Vaters über viele Jahre nicht verwunden

können. Aber es war mir immer klar: Was ich in seiner letzten Lebensminute erfahren hatte, war für mein Leben unbedingt verbindlich. Er, der mehr über die Natur als über Gott sprach, hatte in der letzten Not, den Weg seines Sohnes nun nicht mehr begleiten zu dürfen, einen Ruf an die höchste denkbare Instanz über allem ergehen lassen. Es war eine spontane Segnung, dem entsprechend, was unter der Übermacht des Geschehens noch möglich war. Es liegt nahe, sich an Berichte im Alten Testament erinnert zu sehen. Ich habe rückblickend nicht das Gefühl, dass mir magisch etwa eine Lebenskraft übertragen wurde. Ich kann gegenüber dem Geschehen von damals aber dennoch keine Distanz aufkommen lassen. Ich denke, mein ganzer Lebensgang erfuhr mit seinen letzten Worten etwas, das man ganz zutreffend als einen Segen zu verstehen hat. Er enthält die Forderung und den Impuls, der Hoffnung des Vaters in meinem Leben zu entsprechen, und meine Freude daran, dass mir das gelingen könne. Deshalb werde ich immer Gedanken fassen, in denen dieser Moment als eine letzte Bedeutungsquelle bewahrheitet bleibt.

Wann hat dieses Gedankenfassen eingesetzt? Und war es ein kontinuierlicher Prozess?

In dieses Geschehen reichen auch einige Wurzeln meiner Subjektivitätstheorie, in der die Freiheit des Subjekts als eine ermöglichte verstanden wird und nicht als eine aus Selbstmacht initiierte. Sie kann als eine Energie, die mit anderen assoziiert ist, in einer großen Befreiungs- und Aufklärungsbewegung münden, die im eigenen Denken anhebt. Dann versteht man das, was man erwirkt, nicht nur als eigene Tat. Ich war deshalb auch nie in der Versuchung, meinen Weg allein meiner eigenen Geschicklichkeit oder Leistungsfähigkeit zuzuschreiben, sondern immer ebenso einem Geschehen, in dem mir Gutes zuteil geworden ist und Aufgaben und Chancen mir zuwuchsen.

Handelt es sich nicht auch bei solchem Nachdenken, das durch den Segen des gläubigen Vaters initiiert ist, um eine Form des Enthusiasmus, der bei aller Spannung zur Religion auch Hölderlin, Schelling oder Hegel vertraut war?

Ja, zumal es etwas ist, das von Anfang an dieser Nichtigkeits-erfahrung hat standhalten müssen. Dies galt eigentlich schon für meinen Vater, der die prekäre Erfahrung machte, sich nirgends mit der Wirklichkeit identifizieren zu können, in der er zu leben hatte. Er wollte eigentlich gern Richter werden, um, wie er hoffte, der Gerechtigkeit zur Verwirklichung zu verhelfen. Doch da seiner Mutter das Geld fehlte, war ihm dieser Weg versagt. So musste er als Preis für den Status des Akademikers und für ein nur kurzes Studium den ungeliebten Beruf im Vermessungsbereich hinnehmen. Dann wurde er im Ersten Weltkrieg Soldat und erlitt ihn als blutiges, schmutziges Geschehen. Die Frontbriefe, die er nach Hause schickte, drücken das beredt aus.

Viele spätere, existentiell anmutende Lebensfragen, die zuletzt in Ihr Buch «Sein oder Nichts» eingingen, scheinen schon in Ihren frühen Jahren angelegt worden zu sein.

Alles, was ich darin über die Lebensführung darlege, sollte sich vor solchen Erfahrungen bewähren können. Es darf ohnedies nichts Ausgedachtes sein. Der für einen Menschen beste Halt beruht auf Implikationen von Erfahrungen, die für ihn unhintergebar geworden sind.

Handelt es sich gleichsam um etwas Mythisches, das Sie erfahren und das später erst durch den Logos aufgearbeitet wurde?

Die Begründung muss aus sich selbst heraus überzeugen können. Jürgen Habermas und Niklas Luhmann haben die Religion auf jeweils ihre Weise zum Thema eines theoretischen Ansatzes gemacht. Angesichts der Analysen meiner Generationsgenossen

muss das, was ich theoretisch ausarbeite, aus dieser Begründung allein heraus überzeugen – und zugleich verfügt mit dem sein, was ich als meine eigene Erfahrung in Erinnerung halte und seitdem sprachlich und begrifflich zu durchdringen versuche. Was wir hier im Gespräch berühren, hat sich in dieser zweifachen Hinsicht zu bewähren.

Kommen wir noch ein wenig genauer auf Ihre Mutter zu sprechen.

Sie hatte eine ästhetisch-künstlerische Neigung. Meine Mutter sprach das an, was in der Religion das Geheimnisvolle ist. Sie hatte Freundinnen, die mit der Bewegung um Rudolf Steiner verbunden waren und die versuchten, mich ebenfalls zu gewinnen. Eine andere gute Bekannte meiner Mutter war Anhängerin der Sekte um Mathilde Ludendorff, der Frau des Generals. Sie verstand sich als völkische Theosophin, die mit ihren umfangreichen, meist in Versen verfassten Werken eine Art militarisierter Mystik begründen wollte. Die musste ich als Jugendlicher lesen, weil diese Tante mich dazu drängte. Meine Mutter selbst blieb immer protestantische Christin, zugleich offen gegenüber jeder Erfahrung des Heiligen, des Einbrechens einer numinosen Wirklichkeit, in die wir für sie auch im alltäglichen Leben bereits einbezogen waren.

Entspricht dies nicht dem Denken von Rudolf Otto, der im Zentrum der Religion geradezu die Erfahrung des Heiligen sieht?

Bei Otto gibt es die Doppelung von Faszinosum und Tremendum im Phänomen des Heiligen: Ich erschrecke über dessen Präsenz, aber ich kann nicht von ihm ablassen. Meine Eltern kannten übrigens Rudolf Otto, der in Marburg lehrte. Von seinem Tod im Jahr 1937 hörte ich, dass er krank gewesen und von der Burgruine des Frauenbergs herabgestürzt sei. Ich spürte damals, dass man meinte, es könne wohl ein Suizid gewesen sein. Mich selbst haben Erfah-

rungen des Numinosen, die für Otto den kirchlichen Ritus, etwa das Abendmahl, zu tragen hatten, wohl berührt, aber niemals im Zentrum ergriffen. Die Klarheit einer Einsicht wollte ich in jeglicher Erfahrung von Unbedingtem nicht schwinden sehen.

In welche Kirche gingen Sie damals?

Der Pfarrer meiner Mutter war Karl Bernhard Ritter. Er war einer der Gründer der Berneuchener Bewegung und der Michaelsbruderschaft, dessen erster Ältester er war. Im protestantischen Gottesdienst spielten bei ihm die Gewänder und die Sprechgesänge eine neue und beträchtliche Rolle. Das gefiel mir nun doch wiederum. Ritter war der Pfarrer, der mich im «Dritten Reich» in der Marburger Universitätskirche konfirmiert hat. Er versuchte, psychedelische Grenzphänomene wie die Telekinese glaubwürdig werden zu lassen. Uns Konfirmanden erzählte er, wie er selbst erlebt habe, dass sich zum Gebet eines Sufis die Krüge auf den Emporen der Moschee neigten. Im Unterschied zur Telepathie, für die meine eigene Mutter zwingende Zeugnisse gab, blieb all das für mich unglaubwürdig.

Was wirkte auf Sie befremdlich?

Es gibt einen Unterschied zwischen der in der Subjektivität verwurzelten Frömmigkeit und den Erfahrungen und Beglaubigungen, die charismatisch gegründete Religionsgemeinschaften in ihren Riten aufrufen und vollziehen. Ich halte die persönliche Frömmigkeit für eine dem Menschen wesentliche Möglichkeit, wenn sie das entfaltet und vertieft, was auch Kant im Blick hatte, obgleich er dem nur in der strengeren, resonanzärmeren Sprache der Moral einen Ausdruck zu geben vermochte und meinte, die Folgerichtigkeit verlange es, sich abwertend gegen die Sprache der Liebe zu wenden. Dabei hat die Erfahrung der unbedingten Liebe in Wahrheit ihren Ort in der Evidenzsphäre der personalen Religiosität. Dennoch muss

man dem ganzen Komplex der mythischen Aneignung und Auslegung von Welt und Leben gerade in den frühen Zivilisationen und auf ihrer Stufe der Entfaltung von Besinnung und Selbstdistanz eine überlegene epistemische Überzeugungskraft zuerkennen; sie ist nicht psychologisch als Selbsttäuschung oder Einbildung zu analysieren und zu entwerten.

Rührte Ihre Zurückhaltung gegenüber dem Numinosen nicht doch auch im Respekt vor ihm?

Kaum – ich hätte eher einer Religion zugehören wollen, die auf den Schauer im Heiligtum verzichten kann. Doch lässt sich ja auch für manche zentralen Riten eine Verwurzelung im bewussten Leben aufweisen. Hölderlin hat dies, überraschend und wenig bekannt, aber eindrucksvoll, für das christliche Abendmahl getan.

Hat das mit Pantheismus zu tun?

Nein. Hölderlin fragt in einem Text, warum haben alle Menschen Religion. Seine Antwort ist die erstaunliche These, dass alle Menschen in dem Bedürfnis leben, eine Erinnerung zu haben und dankbar zu sein. Über die Wurzeln dieses Bedürfnisses wäre vieles zu sagen. Es hat eine Weile gedauert, bis ich sah, dass dies auch Hölderlins Verstehen der Eucharistie impliziert. Denn das Abendmahl ist eine Feier der Erinnerung, wenn es heißt: «Tut dies zu meinem Gedächtnis»; und als Eucharistie – wörtlich ausgedrückt – eine Dankesfeier für die Erlösung, die man kraft der Auferstehung Jesu erfährt. Das Abendmahl ist konstitutiv für die Religion in der Form einer Gemeinde. Doch es steht dem philosophischen Vollzug von Transzendenz im bewussten Leben nicht entgegen. Dagegen habe ich die Wandlung, die auch noch Luther als physische Wandlung verstand, schon als Kind nicht glaubwürdig finden können. Man kann und muss zweierlei voneinander unterscheiden, was in einem ritualen Akt eng zusammengehen kann: die symbolische Vergegen-

wärtigung von dem, was für Menschen unbedingte Bedeutung hat und in einem Transzendenzbezug verankert ist, und die von Magie und Zauber nicht gänzlich abgelöste Wandlung und Konstituierung einer spirituellen Gemeinschaft.

Das erinnert an die Theorie der Entmythologisierung von Rudolf Bultmann, der ein existentielles Angesprochensein suchte; diese sollte die Bibel von mythischen Vorstellungen befreien und so den Glauben dem naturwissenschaftlich erzogenen Menschen der Moderne zugänglich werden lassen.

Ich habe Bultmann noch selbst gekannt und sowohl den Forscher als auch die Person in ihrer schlichten Frömmigkeit verehrungswürdig gefunden. In meinen Marburger Anfängen, Ende der 40er Jahre, hörte ich seine Vorlesung und erhielt später über einen Freund Zugang zu dem «Kreis der ehemaligen Marburger (Theologen)», den Schülern von Bultmann, die sich jedes Jahr einmal mit ihm trafen. Über diesen Kreis bin ich auch mit Martin Heidegger zusammengetroffen. Meine Vorbehalte gegenüber Heidegger als Person kontrastierten mit meiner Hochschätzung Bultmanns.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de